

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 28

Artikel: Opernklänge
Autor: Heisch, Peter / Stauber, Jules
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-609024>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Opernklänge

Unser lieber Junge befindet sich augenblicklich in einer ersten Popertätskrise. Bevor Sie jetzt gleich die Redaktion bestürmen wegen des vermeintlichen Schnitzers, lassen Sie sich folgendes erklären: Popertät ist kein Druckfehler, sondern eine vereinfachende Wortverbindung, welche jenes altersbedingte Phänomen beschreibt, wo ein kulturelle Bedürfnisse entwickelndes Kerlchen lieber in ein Popkonzert als in eine Opernvorstellung gehen tät. Kurzum: Popertät. Vor diesem Hintergrund zeichnet sich die Popertätskrise ab. Und wie Sie bemerkt haben werden, steht sie überdies im Konjunktiv. Sicher nicht von ungefähr.

Neulich kam Mig ziemlich verärgert nach Hause. Der Grund seines Unmuts war: Er wollte ein Popkonzert seiner Lieblingsband besuchen, hatte dabei jedoch die traurige Erfahrung machen müssen, dass sich die Eintrittspreise in einer Phantasiehöhe bewegten, bei der das bescheidene Sackgeld eines Schülers nicht mithalten konnte. Er nannte eine Summe, die mir die Schamröte ins Gesicht trieb und die Haare zu Berg stehen liess.

«Aber das ist ja glatter Wucher», murmelte ich fassungslos. «Die scheinen ihre Veranstaltung wohl mit den Festspielen von Salzburg oder Bayreuth zu verwechseln. Siehst du, und da heisst es immer, die etablierte Kultur sei für den einfachen Mann unerschwinglich. Die Subkultur ist es nicht weniger», konnte ich mir nicht verkneifen hämisch hinzuzufügen.

«Der Witz an der Sache ist, dass wir über die erhobene Biletsteuer diese geschwollenen Musentempel mitfinanzieren, von denen wir so gut wie nichts haben», maulte Mig.

«Das ist euer Fehler. Die Theater- und Konzertsäle stehen schliesslich jedermann offen.»

«Mach dich nicht lächerlich! Die meisten Leute haben Opernhäuser bisher nurmehr von aussen bei Stadtrundfahrten kennengelernt.»

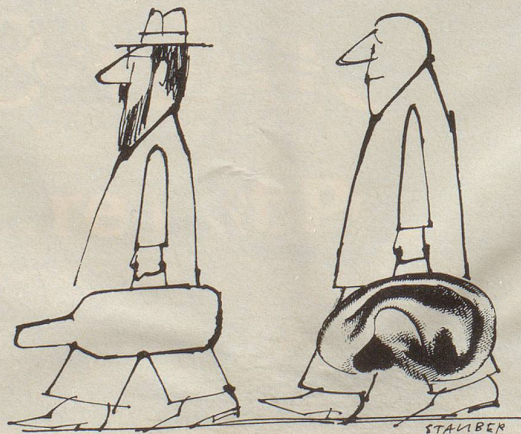
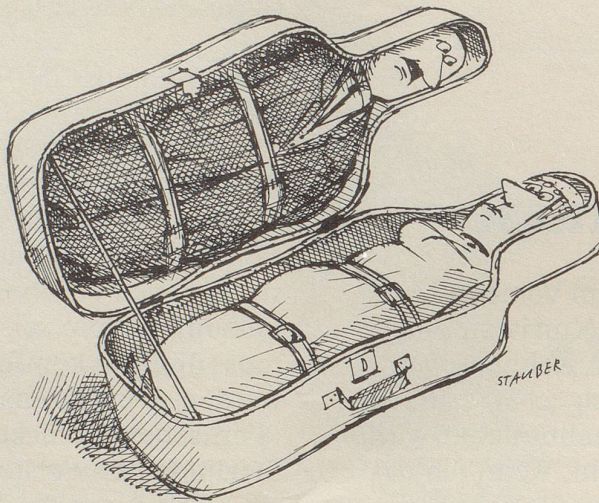
«Dasselbe liesse sich von Spitälern sagen. Trotzdem ist man froh, dass es sie gibt. Ausserdem erfüllt der Staat mit dem Unterhalt von Opernhäusern einen gesellschaftspolitischen Auftrag. Die Pflege des kulturellen Erbes bewegt sich

doch wohl auf einem etwas anderen Niveau als ein Rock- oder Popkonzert.»

«Das ist der Flop!» amüsierte sich Mig in der ihm neuerdings eigenen Diktion einer Generation, die mit den Ausdrücken der Unterhaltungselektronik heranwächst. «Darf ich dich vielleicht daran erinnern, dass es in Opas Opern auch nicht immer gerade zimperlich zu und her geht? Meuchelmorde, Intrigen und Messerstechereien gehören doch ebenso zum Opernrepertoire wie Elektrogitarren zu einem Rockkonzert.» Mig grinste breit. Er wusste, wovon er sprach; denn ich selbst hatte ihn ja einst in die Geheimnisse unvergänglicher Tonkunstwerke eingeweiht. Das hat man nun davon.

Ich gab mich vorläufig geschlagen. Aber damit war die Sache für mich keineswegs er-

ledigt. Die folgende Nacht lag ich noch lange wach und grübelte darüber nach, wie man die kulturelle Kluft zwischen den Generationen vermittelnd überbrücken könnte. Was wahre Kultur ist, wissen wir heutzutage ohnehin weniger denn je. Der eine versteht darunter seine Rapspflanzungen – der andere Beethovens Neunte. Zwischen gesellschaftlichem Ereignis und Bewusstseinsverändernder Obliegenheit gehen die Meinungen darüber, was den eigentlichen Wert der Kunst ausmache, ziemlich stark auseinander und drohen seit neuestem sogar in einen hirnverbrannten Kulturkampf auszuarten. Aber die Kultur ist in ihrer Gesamtheit für den aufgeklärten Zeitgenossen dieses Jahrhunderts unteilbar und daher kaum das Vorrecht der einen oder anderen Schicht.



Was also ist zu tun? Vor allem sollte man endlich davon abkommen, aus der Kultur einen übertriebenen Kult zu machen. Eine breite Oeffnung der Opernhäuser drängt sich geradezu auf. Als Kompromiss würde ich vorschlagen, dass man ab und zu eine Rockoper inszeniert. Beispielsweise Mozarts «Zauberflöte», ausgeführt von einer grossen Orchesterformation der Gruppen «Deep Purple» und «Krokus», mit Udo Lindenberg als Papageno, Nina Hagen (Papagena), Polo Hofer in der Rolle des Tamino und Roberto Blanco als Monostatos. Zweifellos eine Bombenbesetzung. Die singenden Tanzbären von «Boney M» könnten dabei den Part der drei Parzen übernehmen. Warum auch nicht? Mozart, der längst nicht über jeden Verdacht erhaben ist, ein Musterknabe gewesen zu sein, wie die frivolen Briefe an das Bäsle beweisen, hätte gewiss seine helle Freude daran gehabt. Auf ihre Art gehörten schliesslich die meisten Klassiker, die zu Lebzeiten im Solde eines Fürsten standen, zu den Unterprivilegierten. Und verschiedene avantgardistische Regisseure würden gewiss die willkommene Gelegenheit begrüßen, den musikdramatischen Standardwerken eine ungeahnte neue Ausdeutung zu verschaffen.

Damit wäre wohl allen Kreisen geholfen: der Jugend, die nun auch in den vollen Genuss eines subventionierten Popspektakels käme, den vergeistigten Vertretern der elitären Kunstästhetik, welche die Gewissheit haben dürften, einer aufsehererregenden Inszenierung beizuwohnen, sowie den um die Volksgunst bangenden Stadträten und Politikern.

Sobald jedoch Rock- und Popopern erst einmal offiziell anerkannt und in unseren Opernhäusern salonfähig sein werden, besteht die begründete Hoffnung, dass sich die Jugend mit Grausen von dieser schrillen Protestmusik wendet. Und wir lärmgeplagten Eltern könnten endlich wieder die Watte aus den Ohren nehmen und uns normal miteinander unterhalten, wenn sich vielleicht wieder eine etwas leisere Scheibe auf dem Plattenteller unserer Söhne und Töchter im Kreise dreht.